

Das Aachen Karls des Großen: „Roma secunda“ oder Salomons Jerusalem?

Andrea Pufke (Hg.)

Die karolingische Pfalzkapelle in Aachen. Material. Bautechnik.

Restaurierung. (Arbeitshefte der rheinischen Denkmalpflege, 78).

Worms, Wernersche Verlagsgesellschaft 2012. 320 S., zahlr. Abb.

ISBN 978-3-88462-325-1. € 59,00

Thomas R. Kraus (Hg.)

Aachen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 2: Karolinger – Ottonen – Salier. 765 bis 1137.

(Veröffentlichungen des

Stadtarchivs Aachen, Bd. 14, zugl.

Beihefte der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Bd. 8). Aachen, Mayersche Buchhandlung 2013.

610 S., zahlr. Abb.

ISBN 978-3-87519-252-0. € 39,90

schichte ertragreichen Sanierung der Marienkirche und zu weiteren Forschungsaktivitäten, die unter anderem von einem Arbeitskreis Pfalzenforschung an der RWTH Aachen mitgetragen werden.

Die hieraus resultierenden Einzelergebnisse haben nunmehr in zwei großen Publikationen eine vorläufige Zusammenfassung gefunden. Die erste dokumentiert umfassend und detailreich die mit dem vollen Repertoire bauforscherischer Methodik und naturwissenschaftlich-technischer Feinanalyse angestellten Beobachtungen zur Marienkirche. Das zweite Werk leistet eine hervorragende Auswertung archäologischer, baulicher und schriftlicher Quellen, die sich wechselseitig ergänzen. Halten wir hier fest: Die Marienkirche wurde eindeutig frühestens 793 begonnen, ein dendrochronologisches Datum 803 ± 10 aus ihrem Kuppelfuß weist auf den Zeitraum ihrer Fertigstellung hin. Wohl eher nach der Marienkirche, möglicherweise in Erweiterung der Pfalzkonzeption, wurde die Königshalle errichtet und erst nach 815 fertiggestellt, wie die inzwischen revidierte Dendrochronologie des ihr verbundenen Granusturms bestätigt.

AACHENER RASTER

Unbeschadet des erheblichen bauhistorischen Ertrags, den in beiden Publikationen gerade auch die in der Folge genannten Koautorinnen erbracht haben, sei jedoch auf bestimmte ikonologische Intentionen eingegangen, die der Aachener Pfalzkonzeption zugrundegelegt werden. Während die bisherige Forschung das Programm einer *Roma secunda* aus einem über San Vitale in Ravenna vermittelten Rückgriff auf die oströmische Hagia Sophia sowie aus dem sogenannten Karlsepos ableitete, begegnen dem Leser jetzt die biblischen Könige David und Salomon mit ihren Palästen und dem Tempel in Jerusalem durch die Aachener Pfalzkonzeption aufgerufen.

Die Aachener Königspfalz, deren Marienkirche 1978 als erstes deutsches Kulturdenkmal in die Welt-erbeliste der UNESCO aufgenommen wurde, war in ihren karolingischen Überresten bislang völlig unzureichend dokumentiert, so dass grundlegende Fragen offen blieben. Erst die öffentliche Kritik am unsachgemäßen Umgang mit Überresten eines markanten Pfalzgebäudes 2005 und das von dem Aachener Bauhistoriker Jan Pieper mit fachspezifischen Argumenten beförderte Scheitern des den Pfalzbereich tangierenden Veranstaltungs- und Ausstellungszentrums „Bauhaus Europa“ durch einen Bürgerentscheid 2006 sowie wohl auch das nahende 1200. Todesjahr Karls des Großen († 814) führten inzwischen zur Einstellung eines Stadtarchäologen, zu einer auch für die Architekturge-

Ulrike Heckner, Leiterin der Abteilung Bauforschung/Dokumentation am LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland stellt in ihrem Beitrag „Der Tempel Salomos in Aachen – Datierung und geometrischer Entwurf der karolingischen Marienkirche“ eine zweifellos frappierende Beobachtung vor: Entgegen vielen älteren Versuchen, in der Marienkirche bestimmte Proportionsfiguren nachzuweisen, vermag sie den Grund- und Aufriss (genauer: den Querschnitt) des Bauwerks anhand einer Feinvermessung auf einen höchst simplen (und schon deshalb glaubwürdigen) Raster von 24 Fuß zurückzuführen. Dass der Raster nicht mit Außen- oder Innenkanten des Bauwerks konform ist, muss kein zwingender Einwand gegen eine geometrische Entwurfskonzeption sein. Weitgehend unnötig sind dagegen die in Heckners Diagramme eingezeichneten, die Simplicität der Maßverhältnisse eher verschleiernden Kreise. Einfachste Maßverhältnisse finden sich nach der Autorin schon an spätantiken Kuppelbauten, so dass in Aachen also diese entwurfs- und bautechnische Tradition nur weiterentwickelt wurde.

Dem Aachener Raster dürfte eine sechs- oder zwölffüßige Messstange zugrunde liegen. Ausgehend von der in ihr enthaltenen und in einem Gedicht Alkuins als „vollkommen“ bezeichneten Zahl Sechs (Monumenta Germaniae Historica, *Epistolae* 4, 477), von der in der Aachener Oktogoninschrift zitierten „Zusammenstimmung gleicher Abmaße“ (55) und von einer Benennung Aachens als Jerusalem und der Marienkirche als Tempel Salomons in einem Brief Alkuins schließt Heckner, die Kirche sei als „ideelles Sinnbild des Salomonischen Tempels“ angesehen worden, mit dem sie in zeitgenössischer Vorstellung auch durch ihre prinzipielle, wenn auch unterschiedliche geometrische Bestimmtheit Gemeinsamkeiten habe. Das Konzept des Salomonischen Tempels als Zentralbau, das auf dessen irrtümlicher Identifikation mit dem Felsendom in Jerusalem beruht, wurde, so Heckner, von der Aachener Kirche „vermutlich zu einem nicht geringen Teil mitbegründet und beeinflusst“ (57) – wobei die Motivationen hierzu offen bleiben.

TRADITIONSBEZUG UND MYTHENBILDUNG

Im zweiten Band zur Geschichte Aachens argumentiert die Bauforscherin Judith Ley, die derzeit an der RWTH Aachen an der Untersuchung der einstigen Aachener Königshalle arbeitet, in ihren Kapiteln „Bauhistorische Herleitung der Marienkirche“ und „Bauhistorische Herleitung der Pfalz-Anlage“ vorrangig gebäudetypologisch. Sie interpretiert den Unterbau der Aachener Marienkirche in der Sicht der Zeitgenossen als Abbild der Jerusalemer Grabeskirche Christi, den oberen Aufbau hingegen nach byzantinisch imperialem Vorbild (Ravenna, Constantinopel) errichtet; verbindende Idee sei das Bild des Neuen Salomonischen Tempels nach Ezechiel gewesen. Die gesamte Pfalzanlage aus Palastkirche, Königshalle und Verbindungsgang orientierte sich an antiker, genauer: spätantiker Palastarchitektur und dies auch in der Polarität von profaner und sakraler Seite (das scheinbar unterscheidende Merkmal ihrer Parallelstellung war allerdings schon auf dem Palatin mit der Domus des Augustus und dem Apollontempel gegeben) – eine Polarität, die zu karolingischer Zeit bereits im biblischen Jerusalem konstatiert worden sei und zur Grundintention der Aachener Pfalz geführt habe, „die Kirche zum idealen Abbild des Salomonischen Tempels und die Königshalle zum Palast Davids werden zu lassen“.

Solche Folgerungen bergen die Gefahr neuer Mythenbildung, die an die Stelle der eingangs im Werk zur Aachener Geschichte kritisch als „mythologischer Ballast“ bezeichneten *Roma secunda*-Idee tritt. Sicher ist, dass jeder Umgang mit baulicher Form in Relation zu früheren Bauformen steht und auf der Zeichenhaftigkeit von Form beruht. Bereits zur Zeit Karls des Großen wurden die Pfalz, Karl selbst und sein Hofstaat in eine ganze „mythologische Wolke“ kaum genauer unterscheidbarer Begrifflichkeiten und Termini metaphorischer, symbolischer und allegorischer Natur gehüllt, und dies vollzog sich immer wieder im Rückgriff auf literarische Zitate und historische Topoi (so bezeichnete z.B. eine Inschrift in Corteo-

lona schon den langobardischen König Liutprand als „Salomo“). Ermöglicht wurde damit, sich bauliche Gestalt durch ihre Einordnung in bereits existente, regelhaft klassisch-antike und biblisch geprägte Zeichenkontakte verständlich zu machen und zu vermitteln.

Formuliert wurden diese Begrifflichkeiten innerhalb einer literarisch, philosophisch und theologisch hochgebildeten kirchlichen Intellektuellenschicht. Welche Intentionen Karl selbst mit dem Aachener Bauprogramm verfolgte, ist nicht überliefert. Dass sie auch biblische Bezüge umfassten, ist sicherlich nicht auszuschließen. Einhard stellte allerdings in seiner Karlsbiographie statt ikonologischer Zeichenhaftigkeit allein ästhetische heraus, hierin Eusebius in seinen Äußerungen zum „Goldenen Oktogon“ Constantins I. in Antiochia vergleichbar. Und bautechnische Zeichenhaftigkeit wies das von Ulrike Heckner entdeckte geometrische Raster der Aachener Marienkirche auf, das ja primär eine Methode war, räumlich und konstruktiv hochkomplexe Systeme auf einfachste Weise, das heißt planerisch und bautechnisch mit einem banalen Messinstrumentarium in den Griff zu bekommen. Die vorrangige Aufgabe der wie immer organisierten und beauftragten Aachener Bauleute, mochte es sich hierbei um den *egregius Odo magister* oder die von Judith Ley zu Recht im Plural genannten „Planer“ handeln, war es sicher nicht, die Vision einer Davidstadt oder eines salomonischen Tempels zu verbildlichen, sondern zunächst einmal, anspruchsvolle architektonische Aufgaben zu bewältigen.

Was in der Differenz zu früheren Bauwerken die spezifisch individuellen Züge der Marienkirche und der übrigen Pfalzbauten (unter ihnen das Atrium der Marienkirche und der Granusturm) ausmachte – beispielsweise das Turmwerk der Pfalzkapelle und ihre doppelgeschossige Emporenvergitterung durch Säulen –, scheint sich einem traditionellen ikonologischen Zugriff zu entziehen. Hier wäre ein hermeneutischer Zugang notwendig, der sich stärker baulicher Detailrealität verpflichtet sieht. Mit seiner Hilfe könnten auch neue Erkenntnisse über die (ikonologischer Interpretation offenbar bislang unzugänglich gebliebene) Ingelheimer Pfalz gewonnen werden.

PROF. DR.-ING. CORD MECKSEPER